

# Soziale Diakonie – kulturelle Diakonie

## Vom entscheidend Christlichen

---

Theologie und Pastoral eint die Frage, wie man auf zeitgemäße Weise der Sache des Christentums gerecht werden kann. Passende Antworten müssen sich in zweifacher Hinsicht auszeichnen. Sie müssen zum einen sagen können, worin die Zeichen der Zeit bestehen: Was ist in dieser Zeit an der Zeit? Zum anderen muss deutlich werden, dass eine solche Zeitdiagnose kein Selbstzweck ist. Sie dient einer Sache, die ihr vorgegeben ist. Von ihr werden sachdienliche Hinweise für deren Verwirklichung erwartet.<sup>1</sup>

Die folgende Zeitdiagnose konzentriert sich auf die Frage nach zeitgemäßen Sozialformen des Christseins, in denen die Sache Jesu gesellschaftlich antreffbar wird. Besonderes Augenmerk gilt dabei dem Grundvollzug diakonischen Handelns und den Orten christlicher Caritas. Zunächst werden zwei „Schlaglichter“ auf die säkulare Gesellschaft geworfen, um zu erhellen, was derzeit für sie bezeichnend ist. Was dabei in den Blick kommt, ist ebenfalls signifikant für die diakonische Dimension der Kirche. Man kann es daher auch nicht übergehen, wenn man im Stil einer „Zeitansage“ verdeutlichen will, worin heute das entscheidend Christliche besteht. Leitend ist dabei die These: Entscheidend für Christen ist nicht, dass sie den Unterschied zu anderen Akteuren, Gemeinschaften und Religionen in unserer Gesellschaft herausstellen. Entscheidend christlich ist es, für das einzustehen, was alle Menschen verbindet, eint und einander gleich macht. Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, macht das, was heute alle tun, um sich zu profilieren. Und wer das macht,

was alle anderen auch tun, hat schon aufgehört sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn sich alle auf dieselbe Weise unterscheiden, sind sie alle auf dieselbe Weise anders – und damit einander fast schon zum Verwechseln ähnlich. Es ist entscheidend für Christen, dass sie sich auf andere Weise profilieren. Auf diesen Unterschied kommt es an. Entscheidend christlich ist, anders mit Unterschieden umzugehen. Und nur so setzt man in dieser Zeit selbst ein Zeichen des Selbst- und Andersseins.

### **Schlaglicht I: Knappheit von Ressourcen, Wertschätzung und Ansehen**

Bezeichnend für unsere Zeit ist, dass sie selbst und alles, was in der Zeit geschieht, im Zeichen der Knappheit steht. Nahezu jede Krise führt ans Limit sozialer Stabilität. Und in jeder Krise machen wir die Erfahrung, dass auch die Fähigkeit, bei der Krisenbewältigung ans Limit zu gehen, limitiert ist. Ressourcen, Zeit, Aufmerksamkeit, Unterstützung, Wertschätzung – alles ist knapp bemessen. Das gilt auch für die Kirche und ihre Einrichtungen.

Der Kirche fehlt es an Geld – und an öffentlichem Ansehen. Die Untersuchung „Perspektive Deutschland“ (McKinsey, T-Online u.a.) aus dem Jahre 2003 hat ergeben, dass die katholische Kirche zu den vertrauensunwürdigsten und verbesserungsresistentesten Institutionen gezählt wird. 45% Prozent der Befragten gaben an, kein Vertrauen in sie zu haben. Sie gehört damit neben den politischen Parteien zu den ausgesprochen misstrauisch beäugten gesellschaftlichen Gruppierungen. Daran hat sich bis heute wenig geändert.

Anders verhält es sich mit Caritas und Diakonie. Ihren Einrichtungen wird hohe Professionalität und Kompetenz zugesprochen. Sie haben zwar auch Finanzprobleme, genießen aber hohes öffentliches Ansehen. Nur 9% der Befragten gaben an, kein Vertrauen in sie zu haben, und nur 3%

waren der Meinung, sie erfüllten ihre Aufgaben schlecht. Bei der Kirche vertragen hingegen 30% diese Auffassung. Diese Zahlen belegen eine hohe gesellschaftliche Erwartungshaltung und Wertschätzung, die sich auf die sozial-diakonischen Handlungsfelder der Kirche bezieht.

Allerdings steckt in dieser Feststellung auch ein großes Problem für die Kirche: Mit seinen über 25.000 Einrichtungen und fast 500.000 MitarbeiterInnen stehen 20 x mehr Personen im Dienst des Deutschen Caritasverbandes, als Priester, Diakone und Laien hauptamtlich im Dienst der Gemeindepastoral und der Kategorialseelsorge stehen. Die diakonischen Handlungsfelder übertreffen alle anderen an Zahl und Größe, aber vermitteln offenkundig nur marginal, dass hier Kirche als Kirche begegnet.

Gleichwohl scheint die Caritas der „Restkirche“ vorzumachen, wie man sich in dieser Gesellschaft erfolgreich als „Dienstleistungsunternehmen“ positioniert. Offensichtlich kann die Kirche ihr Image und ihre Zukunft retten, wenn sie als diakonische Kirche in Erscheinung tritt. Sie ist am besten beraten, ihre zunehmend knapper werdenden Finanzmittel in caritative Einrichtungen zu investieren. Sie sind jene Orte, an denen das Evangelium am ehesten öffentlich antreffbar wird.

Aber auch diese Empfehlung stößt rasch auf innerkirchliche Skepsis. Manche Kirchenführer sehen darin eine Verkürzung von Wesen und Auftrag der Kirche. Ebenso wichtig wie die Linderung materieller und sozialer Not sind für sie die Verkündigung der Heilsbotschaft und die Feier des Gottesdienstes. Auf diese Bereiche sei sogar das Hauptaugenmerk zu legen, da sie die Kraftquelle jeden sozialen Engagements sind. Etliche Bischöfliche Ordinariate holten sich in den letzten Jahren Unterstützung bei Unternehmensberatern, die sie darin bestärkten, wie wichtig im Sinne der Konkurrenzfähigkeit das Herausstellen von Alleinstellungsmerkmalen und die Konzentration aufs Kerngeschäft sei. Für eine solche „McKinsey-Theologie“ ist klar, was damit gemeint ist: der Bereich ritueller

Lebensbegleitung, spiritueller Sinnstiftung und sakramentaler Heilsvermittlung. Hier ist die Kirche zwar nicht mehr Monopolist, aber immerhin noch Marktführer.

Eine solche Strategie verkennt in theologischer Hinsicht, dass die kirchlichen Grundvollzüge der Liturgie, Verkündigung und Diakonie gleichursprünglich sind. Sie sind nicht wechselseitig ersetzbar oder auf einen Grundvollzug reduzierbar. Man halbiert Identität und Auftrag der Kirche, wenn sie zu einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft spiritueller Sinngebung in einer ansonsten „religiös unmusikalischen“ Gesellschaft gemacht wird. Politisch weiß man ein solches Endlager für die Problemfälle einer säkularen Welt zu schätzen. Hier werden sie diskret entsorgt.

Das theologische Selbstverständnis der Kirche als „Zeichen des Heils“ ist dagegen auf Offenheit und Öffentlichkeit angelegt. Und der Grundvollzug der Caritas hat ebenso eine spirituelle wie eine politische Dimension. Nicht wie man gesellschaftliche Problemfälle entsorgt, sondern wie sich menschliches Zusammenleben in Solidarität, Gerechtigkeit und Freiheit aufbaut, steht im Zentrum dieser Praxis. Hier geht es um gezielte Indiskretionen von Unrecht und Unfreiheit. Hier geht es um eine Form des Zusammenlebens, die menschliches Miteinander nicht als Bündnis der gegenseitigen Nutzenmaximierung begreift. Hier geht es um eine Stilisierung der Grundwünsche und -bedürfnisse des Menschen nach Identität und Zugehörigkeit jenseits von Leistung und Rendite. Hier lassen sich Provokationen entdecken für die Beantwortung der Frage, welche Gestalt eine Gesellschaft annimmt, wenn sie der Solidarität mit den Zukurzgekommenen verpflichtet ist. Entscheidend christlich ist die Einsicht, dass die Kleinen nicht weniger „systemrelevant“ sind als die Großen. Darum ist auch Protest anzumelden, wenn in Zeiten der Finanz- und Wirtschaftskrise die Kategorie der „Systemrelevanz“ den Begriff des Gemeinwohls ersetzt oder ablöst.

## **Schlaglicht II: Verteilte Zuständigkeiten**

Ein anderes wichtiges Kennzeichen unserer Zeit besagt dagegen: Was moderne Gesellschaften zusammenhält, ist nicht eine moralisch oder religiös fundierte Solidarität. Vielmehr kommt es darauf an, dass ihre Funktionsgesetze beachtet werden und die dazu gehörigen Strukturen intakt bleiben. Wer der Sache des Evangeliums gerecht werden will, muss diesen Realismus aufbringen. Konstitutiv für moderne Gesellschaften ist ihre „funktionale Differenzierung“. Wir leben in einer Gesellschaft mit verteilten Zuständigkeiten. Wichtige Funktionen, auf deren Erfüllung das soziale Ganze angewiesen ist, werden dabei an Teilsysteme überwiesen (Wirtschaft, Bildung, Politik etc.). Sie sind in der Lage, sich auf die Erfüllung bestimmter Aufgaben zu konzentrieren. Dabei bilden sie spezielle Kompetenzen aus, die andernorts nicht vorhanden sind. Bei dieser Spezialisierung folgen sie der Logik optimaler Funktionserfüllung. Dabei arbeitet jedes Teilsystem weitgehend nach eigenen Regeln, die in einem anderen System nicht greifen. Über das medizinisch Sinnvolle kann darum kein Jurist entscheiden. Über das wirtschaftlich Profitable bestimmt kein Pädagoge. Über Medientauglichkeit befinden die Medien und nicht die Politik. Über das physikalisch Machbare entscheidet nicht die Moral.

Die Kirche wird dem Teilsystem „Religion“ zugewiesen und übernimmt darin die Aufgabe der sozialen wie individuellen Kontingenzbewältigung. Sie gilt als Regulierer für humanitäre Schadensfälle, die in den anderen Teilsystemen anfallen. Damit ist zugleich eine gesellschaftliche „Marginalisierung“ der Kirche verbunden. Je erfolgreicher die anderen Teilsysteme sind, um so weniger ist das Teilsystem „Religion“ gefragt. Es fällt der Kirche daher zunehmend schwer, für sich einen besonderen Öffentlichkeitsanspruch zu behaupten und sich z.B. politisch einzumischen. Wenn sie sich auf ein Gebiet wagt,

das in die Zuständigkeit eines anderen sozialen Teilsystems fällt, weist man sie rasch in ihre religiösen Schranken.

Gegen dieses Abdrängen hat sich die Kirche mit Erfolg wehren können. Sie hat dem Prozess der funktionalen Differenzierung insofern ein „Schnippchen“ geschlagen, als sie ihn „kirchenintern“ wiederholt und ihrerseits Teilsysteme hervorbringt, die mit den anderen „säkularen“ funktionalen Teilsystemen in Austausch und Konkurrenz treten können. Auf diese Weise wird die Kirche resonanzfähig für Strukturen und Prozesse der Gesamtgesellschaft. Ihr faktische Partikularität und ihr intentionaler Öffentlichkeitsanspruch bleiben miteinander kompatibel. Dabei ist der Sektor der Caritas besonders effizient und erfolgreich gewesen. Dazu zählen nicht nur die klassischen Felder der Sozialarbeit, sondern auch den Bereich der kulturellen Diakonie.

Mit Kultur ist das Projekt verbunden, die Welt „bewohnbar“ zu machen. Mit ihr ist das Versprechen verbunden, jene Nachteile und Einschränkungen zu überwinden, die dem Menschen von Natur aus gegeben sind. Sie strebt den Ausgleich jener Ungerechtigkeiten an, die aus der Lotterie der Gene entstehen. Nicht jeder zieht dabei ein großes Los. Kultur bekämpft naturwüchsige Chancenungleichheit. Auch diakonisches Handeln steht im Dienst des Humanum. Es findet sich nicht mit schicksalhaftem Unglück ab – und auch nicht mit strukturellen oder institutionellen Behinderungen des Menschseins.

Kulturelle Diakonie nimmt das Versprechen auf, dass wir uns in der Welt mehr als nur den Tod holen können. Sie beteiligt sich an der Identifikation von Werten, die es wert sind, dafür auch ein endliches Leben zu investieren. Sie beteiligt sich an der Suche nach Gründen, wie man eine Welt annehmen kann, in der es zuviel gibt, das ohne Wenn und Aber unannehmbar ist. Hier geht es um die Ausbildung von „Lebenskönnerschaft“, also um jenes Vermögen, womit man gekonnt auf die Herausforderungen des Lebens einzugehen vermag. Hier geht es um Modelle, wie man

eines endlichen Lebens froh werden kann. Hier geht es um Leitbilder, die zeigen, wie es gut gehen könnte, ein Mensch zu sein, – und wie das Leben gut „ausgehen“ könnte. Hier geht es um die Frage, woran wir Maß nehmen können, wenn wir Maßstäbe unseres Wollens und Tuns entwickeln wollen.

Aus diesen Andeutungen ist herauszuhören, dass es sich um die klassischen „Bildungsfragen“ handelt. Die Ausbildung von Leitbildern solcher „Lebenskönnerschaft“ ist eine Kernaufgabe kultureller Diakonie. Leitbildentwicklung betrifft nicht nur die Organisationsentwicklung und das Selbstverständnis von Institutionen, sondern auch ihren Beitrag für die Selbstverständigungsdiskurse in modernen Gesellschaften – und nicht weniger für individuelle Suchbewegungen, wie man in dieser Zeit noch ein eigener Mensch sein kann.

Es gehört zu den Besonderheiten funktionaler Differenzierung, dass diese Querschnittsaufgabe dem Teilsystem „Bildung“ zugewiesen wurde. Und es gehört zu den Vorteilen kircheninterner funktionaler Differenzierung, in diesem Feld professionell präsent zu sein. Mit der Gründung eines eigenen Bildungsbereiches als Ausdruck sozialer und kultureller Diakonie ist man einerseits „drin“ im säkularen System „Bildung“ und hat gerade deswegen die Chance, auf sein Regelwerk Einfluss zu nehmen. Und zugleich kann man in wichtigen Punkten auf Distanz gehen und Alternativen herausbilden.

Mit der Selbstanwendung der Prinzipien funktionaler Differenzierung muss die Kirche allerdings ihrerseits hinnehmen, dass auch in ihr selbst relativ unabhängige, nach jeweils eigener Logik und Kompetenz arbeitende Handlungsbereiche entstehen. Im Blick auf kirchliche Hochschulen ist dabei die Anerkennung der Wissenschaftsfreiheit unabdingbar. Wenn Christen zur Freiheit befreit sind, dann eben auch zur Freiheit von Forschung und Lehre.

Außerdem muss die Kirche hinnehmen, dass in ihrem Binnenraum die Verteilung von Zuständigkeiten dazu führt, dass die einzelnen Bereiche untereinander „auf

Distanz“ gehen. So gibt es einerseits eine in der sozialen Lebenswelt angesiedelte „Gemeindekirche“, welche die religiöse Primärsozialisation übernimmt. Und andererseits gibt es den Bereich der verbandlichen Caritas. Sie hat auf vielen Feldern die Organisationsform eines „Wohlfahrtsverbandes“ bzw. „sozialwirtschaftlichen Unternehmens“ angenommen, die sie kompatibel machen mit sozialstaatlichen und marktwirtschaftlichen Strukturen. Allein in diesen Organisationsformen lassen sich effizient die beiden Grundaufgaben der Caritas erfüllen: Anwalt der Benachteiligten zu sein, professionelle Dienstleitungen zu erbringen und als zivilgesellschaftlicher Akteur an der Gestaltung und Sicherung des sozialen Rechtsstaates mitzuwirken.

### **Zeitansage I: Entscheidend christlich – unverzweckte Zuwendung**

Diese Situation wird innerkirchlich zunehmend als problematisch empfunden. Exemplarisch wird dies deutlich an zwei auf den ersten Blick einsichtigen Forderungen an die kirchliche Caritas: Die erste Forderung bezieht sich auf ihren missionarischen Charakter. Die zweite Forderung richtet an sich an die Kirchlichkeit ihrer MitarbeiterInnen bzw. auf die Kirchennähe ihrer Klienten. Beide münden in den Gedanken, dass dem caritativen Engagement der kirchliche Charakter anzusehen sein muss: Es muss erkennbar sein, dass es um Barmherzigkeit um des Evangeliums willen geht.

Gegen diese Forderung und den daraus abgeleiteten Folgerungen sind jedoch theologische Bedenken anzumelden. Der Versuch, den kirchlichen Grundvollzug der Diakonie missionarisch aufladen oder instrumentalisieren zu wollen, widerspricht elementar dem Kerngedanken christlicher Caritas. Entscheidend christlich ist das Geschehen absichtsloser, unverzweckter Zuwendung. Kirchliches Handeln muss sich vom Gedanken der Caritas her definieren – und nicht umgekehrt.

Die Kirche verdient nur soviel theologische Beachtung, wie sie sich „in Dienst genommen“ weiß für die Sache Gottes. Nur aus diesem Grund steht sie im Glaubensbekenntnis. Das Christentum vertritt die Überzeugung, dass im Leben Jesu von Nazareth deutlich geworden ist, was die Sache Gottes ist: Ohne Vor- und Nachbedingungen zu stellen und ohne an menschlichen Qualitäten Maß zu nehmen, will Gott das Heil und Leben aller Menschen. Dieses Heil besteht in der Zuwendung Gottes zum Menschen, die den Tod überdauert. Dies ist die „Summe“ und das Zentrum der Verkündigung Jesu, die er mit seinem Leben und Sterben bezeugt. Sache der Kirche ist es, in der Nachfolge Jesu diesen Lebens- und Heilswillen Gottes gesellschaftlich real präsent zu machen. Sie soll jene biblische Geschichte fortschreiben, die erzählt, wie sich Gott der Nöte und Hoffnungen der Menschen annimmt. Mit dieser Geschichte soll die Kirche (Kirchen-)Geschichte machen.

Wenn die Wirklichkeit Gottes als Ereignis unbedingter Zuwendung offenbar werden soll, kann dies angemessen nur im Ereignis unbedingter Zuwendung (zum Menschen) erfolgen. Daher muss ihre Vergegenwärtigung selbst die Verlaufsform unbedingter Zuwendung zum Menschen annehmen. Gottes unbedingte Zuwendung lässt sich angemessen nur bezeugen in einer Praxis, die das vollzieht, was sie bezeugt. Genau dies ist der Zweck und Auftrag der Kirche. Was also die Kirche ist, kann nicht als zusätzliche formale Bestimmung neben die Sache treten, um die es ihr geht. Ihre Identität besteht darin, Ort und Geschehen der Begegnung mit dem unbedingten Heilswillen Gottes in der Weise unbedingter Zuwendung zum Menschen zu sein. Nichts anderes bedeutet im Grunde „diakonia“ – das ist der Dienst, den die Kirche zu erfüllen hat.

Kein anderes kirchliches Dokument hat diesen Sachverhalt so deutlich herausgestellt wie die Enzyklika „Deus caritas est“ von Papst Benedikt XVI. Nirgendwo ist bisher deutlicher gesagt worden, dass die

Kirche theologisch zu bestimmen ist als Sakrament der Einheit von Gottes und Nächstenliebe. Beide sind miteinander verschränkt und „gehören so zusammen, dass die Behauptung der Gottesliebe zur Lüge wird, wenn der Mensch sich dem Nächsten verschließt“ (DCE nr. 16). Gottes- und Nächstenliebe stehen nicht zueinander im Verhältnis von Grund und Folge, sondern schließen sich wechselseitig ein. Caritas ist daher auch keine Art von Wohlfahrtsaktivität, welche die Kirche auch anderen Akteuren überlassen könnte, sondern „unverzichtbarer Wesensauftrag ihrer selbst“ (nr. 25). Die Zuwendung zu den Leidenden ist nicht additiv, sondern konstitutiv für das Kirchesein.

Was für die Bestimmung der unbedingten Zuwendung zum Nächsten ausschlaggebend ist, markiert auch ein Kriterium für das Spezifikum kirchlicher Caritas, um das heute vielerorts heftig gerungen wird. Wie bringt man das „entscheidend“ Christliche zur Geltung? Muss hinter dem caritativen Engagement nicht ein religiöses Zeugnis und eine Einladung zum Glauben sichtbar werden? Die Antwort des Papstes ist eindeutig: „Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für den Gott ist, ... Der Christ weiß, (...) dass Gott Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,8) und gerade dann gegenwärtig wird, wenn nichts als Liebe getan wird“ (nr. 31). In diesem Sinne kann tätige Nächstenliebe auch niemals das Zeugnis des Glaubens verdunkeln. Das entscheidend Christliche besteht im „umsonst“ der Liebe, d.h. in ihrer Voraussetzungs- und Absichtslosigkeit. Sie ist kein Mittel, um damit andere Ziele als die Freiheit und das Wohl der Anderen zu erreichen.<sup>2</sup>

Bisher hat die zitierte Passage der Enzyklika auch in der Debatte um die Neuausrichtung des sozialen Engagements der Kirche angesichts knapper Finanzmittel kaum eine Rolle gespielt. Verträgt es sich mit der „Universalität der Liebe“ (nr. 25),

wenn es z.B. für die Weiterführung kirchlicher Kindergärten und Schulen einer Mindestquote von Katholiken bedarf, die sie besuchen? Die Enzyklika ist in dieser Frage eindeutig: Christliche Caritas lebt davon, dass sie nicht kalkuliert, wem sie einen Dienst erweist. Sie hält sich frei von Bedingungen und Hintergedanken. Sie bedient kein Klienteldenken. Die Kirche mag angesichts sinkender Mitgliedszahlen kleiner werden. Sie kann es sich aber vom Evangelium her nicht erlauben, in Fragen des sozialen Engagements kleinlicher zu werden.

Außerdem wird bei der aus Sparzwängen mancherorts verordneten Katholikenquote in Kindergärten von der Kirche eine große Chance vertan, um ein solidarisches Miteinander von Christen und Nichtchristen von „klein auf“ einzuüben. Hier wird die einmalige Möglichkeit ausgelassen, ein produktives Vorbild für das Sicheinüben der Gesamtgesellschaft in eine Situation ethnischer und religiöser Vielfalt zu entwickeln. Für die Zukunft der Kirche wird viel davon abhängen, ob sie eine solche Vorbildfunktion wahrnehmen will. Weit entfernt davon bewegt man sich mit der Vorstellung, dass katholische Kindergärten zunächst und zuerst für katholische Kinder vorgesehen seien. Und wenn diese ausblieben – der Geburtenmangel und die künstliche Empfängnisverhütung sind natürlich schuld – dann müsse man eben überzählige Kapazitäten abbauen. Im Blick auf das, was kirchliche Caritas ausmacht, belegt dieser Rückzug der Kirche ein groteskes Missverständnis. Caritas bietet Fremden eine Heimat an und hält es aus, wenn diese ihr Anderssein nicht aufgeben wollen.

Für die Kirche ist theologisch entscheidend, ob in ihren Einrichtungen die Option für die Benachteiligten umgesetzt wird. Kirchliche Einrichtungen der sozialen und kulturellen Diakonie stellen ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern keine Bedingungen, sondern erheben Ansprüche. Bei Bedingungen genügt es, sie einmal erfüllt zu haben; Ansprüchen muss man auf Dauer gerecht werden und sich an ihnen messen lassen. Allem voran geht der Anspruch der

Professionalität und fachlichen Qualität im Blick auf das Leitbild sozialer und kultureller Diakonie. Man muss sein fachlich Bestes geben wollen, um der Option für die Benachteiligten gerecht zu werden. Hier reicht es nicht, das Herz auf dem rechten Fleck zu haben oder das passende Gesangsbuch zu besitzen ...

Das gilt auch für kirchliche Schulen und Hochschulen. Lehrende wie Studierende haben m.E. nicht zuerst bestimmte Kirchlichkeitsbedingungen zu erfüllen, sondern sich zunächst bestimmten Ansprüchen an die fachliche Exzellenz zu verpflichten. In gewissen Kirchenkreisen möchte man die Reihenfolge anders sehen – um den Preis, dass man zum einen nicht verstanden hat, was das Spezifikum auch der kulturellen Diakonie ist: der Anspruch der Unbedingtheit und Voraussetzungslosigkeit des eigenen Einsatzes. Und zum anderen verkennt man, was das Ziel wissenschaftlicher Arbeit und Ausbildung sein kann: Wer ein exzellentes Studium der Rechtswissenschaft absolviert, muss an Ende nicht zwangsläufig gerechter sein, sondern wird besser wissen, was Recht und Gerechtigkeit sind. Wer ein exzellentes Medizinstudium absolviert, wird am Ende nicht gesünder sein, sondern besser wissen, was Gesundheit ist. Und wer ein exzellentes Studium an einer katholischen Hochschule absolviert, wird am Ende nicht „katholischer“ sein, sondern besser wissen, was das entscheidend Christliche ist. Und je besser man das weiß, um so eher wird man es unterscheiden können von dem, wodurch sich das Christliche von anderen Lebensentwürfen und Menschenbildern zwar unterscheidet, ohne dass sich daran entscheidet, was genuin christlich ist.<sup>3</sup> Was derzeit angesagt ist, ist das rechte Unterscheiden.

## **Zeitansage II: Vom verbindend Christlichen: Das „andere“ Anderssein der Christen**

In jüngster Zeit ist es üblich geworden, von Christen zu fordern, sie sollten im

Kontext sozialer und religiöser Pluralität etwas Eigenes, d.h. von den Vertretern anderer sozialer Verbände und Religionen Verschiedenes sein und sagen. Nur so gewinnen sie Profil und behaupten ihre Identität. Ob es um politisches Engagement oder um die Begegnung mit anderen Religionen geht, stets heißt es: Setzt Euch ab, grenzt Euch ab – nur so gewinnt ihr Konturen. Selbst im christlichen Miteinander propagiert man eine „Ökumene der Profile“. Auch hier wird die Devise ausgegeben: Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit sichern. Identität nach innen wird durch die Feststellung einer Differenz nach außen gestärkt. Das klingt zunächst außerordentlich logisch und folgerichtig.

Es mag zuweilen unumgänglich sein, um der Identifikation zweier Größen willen einen Unterschied zwischen ihnen auszumachen. Es macht jedoch einen Unterschied, ob man bei einer Verhältnisbestimmung, die der Identifizierung dienen soll, mit einer Beziehung und einer Gemeinsamkeit beider Größen beginnt oder ob die Benennung einer Verschiedenheit am Anfang steht. Ist es entscheidend christlich, das Verhältnis zu anderen über Unterschiede zu definieren? Ist das Unterscheiden überhaupt geeignet, treffsicher das Entscheidende zu erfassen? Um es an einem trivialen Beispiel zu erläutern: Wenn sich Katholiken von Protestanten durch Rosenkranz, Weihwasser und die Feier von Namenstagen unterscheiden, so entscheidet sich daran gleichwohl nicht, was es heißt katholisch zu sein.

Wer Unterscheidungen vornimmt, lässt sich auf eine folgenreiche Praxis ein. Denn jede Unterscheidung zieht weitere Unterscheidungen nach sich. Wer zwischen „groß“ und „klein“ unterscheidet, generiert sogleich auch die Unterscheidung „größer“ und „kleiner“. Es gibt dann nicht nur die Großen und die Kleinen, sondern auch die kleineren Großen und die größeren Kleinen, die größeren Großen und die kleineren Kleinen.

Natürlich darf man in komplexen und weltanschaulich pluralen Gesellschaften Unterschiede nicht einfach übergehen. Es gibt identitätsstiftende Unterschiede und zweifellos sind solche Unterschiede auch wohlthuende Unterschiede. Das heißt aber nicht, dass Unterschiede stets wohlthuend und stets identitätsstiftend sind. Es kommt zunächst darauf an, wer sie vornimmt. Im Vorteil sind dabei Personen und Gruppen, welche die Definitionshoheit über Unterschiede haben. Prekär wird es für jene, die sich von anderen sagen lassen müssen, worin sie ihnen nicht gleich sind und warum sie mit ihnen nicht gleichauf sein können. Wer nicht das ist (oder sein soll/darf), was die anderen auch sind, kann darin einen Grund sehen, dass ihm/ihr Gleichstellung und Gleichbehandlung vorenthalten werden.

Allerdings können wir auch nicht auf Unterschiede verzichten. An ihnen hängt ja (auch) unsere Identität. Sehr rasch ergibt sich hierbei jedoch ein Identität/Differenz-Dilemma: 1. Selbstsein und Eigensein, unvertauschbare Identität und Freiheit haben mit Verschiedenheit von Anderen zu tun. 2. Die Betonung von Unterschieden zieht Unterscheidungen nach sich, die zu Asymmetrien führt. Asymmetrische Freiheit aber ist aufgehobene Freiheit.

Dass auch zwischen freien Menschen erhebliche Unterschiede bestehen, wird niemand bestreiten. Aber es kommt darauf an, diese Unterschiede an die richtige Stelle zu setzen. Falsch platziert, ziehen sie fatale Unterscheidungen nach sich. In unserer Zeit geht es auf vielen gesellschaftlichen Feldern elementar um das Problem einer möglichen wechselseitigen Wertschätzung, ohne das Moment der Verschiedenheit zu tilgen, an dem die Identität des jeweils Anderen sich festmacht. Das ist der Fall bei der Genderproblematik, bei der Integration von Migranten oder beim interreligiösen Dialog. Geht aber beides wirklich zusammen: an identitätsbestimmenden Unterschieden festhalten und das Verschiedensein der Anderen positiv würdigen? Gibt es die Möglichkeit einer Wert-

schätzung des Geltungsanspruchs einer anderen Religion, ohne dass dies zu Lasten der Hochschätzung der eigenen Tradition führt?<sup>4</sup>

Die Rede vom „unterscheidend“ Christlichen schließt diese Möglichkeit bereits im Ansatz aus und gerät damit in die Ideologiefalle. Zur Logik des Unterscheidens gehört das Dissoziieren, das Abtrennen und Sich-Absetzen. Wer unterscheidet, muss ausscheiden und ausschließen. Wer aber in und durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, erweist sich sehr bald als Vertreter einer Ideologie. Ideologien schließen sich in ihren Inhalten und Zielen gegenseitig aus. Sie bestehen aus nichts anderem als aus der Absicht, ihre Anhänger durch Diskriminierungen, d.h. die Bestimmung von Unterschieden zu anderen besser dastehen zu lassen.

Der Ideologiefalle kann die Kirche am ehesten dadurch entgehen, dass sie das „unterscheidend“ Christliche als dasjenige identifiziert, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Eben dies ist der Heilswille Gottes, der jeden Menschen zum Adressaten einer unbedingten Zuwendung macht. Dazu gehört ebenso die Gottebenbildlichkeit aller Menschen und die Mitgeschöpflichkeit alles Lebendigen. Es ist die Orientierung an alle Menschen Verbindenden, das Christen zum Einsatz für Menschenrechte, für die Bewahrung der Schöpfung und ein globales Gemeinwohl motiviert. Dies macht das „entscheidend“ Christliche im sozialen und politischen Kontext aus. Und die Orientierung daran macht die Kirche unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur partikulare Eigeninteressen vertreten oder sich der Lobbyarbeit hingeben.

Spätestens an dieser Stelle dürfte deutlich werden, was für die eingangs formulierte Leitthese spricht: Entscheidend für Christen ist nicht, dass sie den Unterschied zu anderen Akteuren in unserer Gesellschaft herausstellen. Christen haben zu bezeugen, dass jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen von einer je größeren Gemein-

samkeit. Es ist entscheidend für Christen, dass sie sich mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen profilieren. Auf diese Weise setzen sie in dieser Zeit ein Zeichen des Selbstseins – und des wohlthuenden Anderseins.

Das neutestamentliche Bildwort vom „Licht der Welt“ (Mt 5,13–16) macht dieses Andere des Christseins deutlich: Wer direkt in eine Lichtquelle schaut, wird entweder geblendet oder muss die Augen zukneifen – und sieht nichts! Erst wenn man eine Lichtquelle dazu nutzt, etwas auszuleuchten oder anzustrahlen, erfüllt sie einen wohlthuenden Zweck. Ansonsten bleibt sie ein folgenloser Selbstzweck. Wenn Christen etwas ausstrahlen, dann rücken sie ihre Umwelt in ein anderes, besseres Licht. Sie machen das Beste an den anderen sichtbar – nicht an sich selbst!

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Vgl. H.-J. Höhn, *Zeit-Diagnose. Theologische Orientierung im Zeitalter der Beschleunigung*, Darmstadt 2006.
- <sup>2</sup> Vgl. hierzu auch die Verlautbarung der deutschen Bischöfe „Berufen zur caritas“ (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz). Bonn 2009.
- <sup>3</sup> Vgl. hierzu auch J. Werbick, *Vom entscheidend und unterscheidend Christlichen*. Düsseldorf 1992.
- <sup>4</sup> Vgl. H.-J. Höhn, *Postsäkular. Gesellschaft im Umbruch – Religion im Wandel*. Paderborn 2007.